

(Nachdruck verboten.)

71

## Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Döb.

Er legte den Arm um ihren Hals.

„Guck, Mariann, wir sein miteinander groß worden. Ehnder ich fortkommen, sein wir duschur beisammen gewesen. Und's gedenkt mir net, daß wir uns gefappelt haben. Wir haben gute Kameradschaft gehalten. Zuerst in der Stadt sein ich wie narrig herumgelaufen, hab gemeint, ich könnt's net erleiden, daß Du net bei mir warst. In der Früh, wann alles noch in den Betten lag, sein ich als auf den Hammersberg gemacht. Da konnt ich uns' Kirchturm sehn. Selt hab ich geflennt. Ez in der Werkstatt hieß es: achtgepaßt! Dadezwischen sein meine Gedanken zu Dir ausgewischt. Und kannst mir's glauben, solange ich auswärts gewesen bin, hab ich kein Mädchen angeguckt. Ich hatt' beim Meister mein Quartier. Nebig mir war dem Kochendörfer, dem Gesell, seine Stub. Der hat schrecklich geschmarzt, daß ich oft kein Schlaf kriegen konnt. Und war mir gar net leid drum, wann ich so wach liegen muß, dann ich hab während simeliert: wie mag's der Mariann wohl gehn? Die is gewiß groß worden und stärk. Vielleicht auch stolz! Die Zeit verging, ich wußt net wie. Auf einmal sein ich älter gewest und bedachter. Und tat begreifen, was zwischen uns stand: meine Armetei und mein Vater. Ja, sagt ich mir, von wegen der Armetei, das is net schlimm. Ein Duspere bist Du net. Aber Dein Vater, den bläst Du net weg. Er mag sein, wie er will, er is und bleibt Dein Vater. So hab ich mit mir selbst geschwächt. Und die Jahr in der Stadt sein ich die Sorgen net los worden. Ez kam ich heim. An der Schul sein ich Dir dererst begegnet. 's hat ordentlich an meinem Herzbennel gezoppelt. Wo sah ich daß Du mir noch gut warst. Und hätt' juchzen mögen vor Freud! Dadrauf sein ich nach Dir gangen. Und tun's noch. Aber Dein Vater darf's net wissen. Guck, Mariann, ich hab mir das zurechtgelegt: das Heimischeln führt zu nix. Ich sein für die Wahrheit. Sag Deinem Vater, wie's mit uns zwei is. Hängt he den Hartkopp heraus und spricht: nee, dernach kommst Du zu mir. Schaff ich für zwei Brot, schaff ich's auch für drei. Und will Dich hochhalten mein Leben lang!“

Während er also mit Leidenschaft sprach, schlug der Mariann das Herz zum Berspringen. Sie sah, welchen Schatz von Liebe und Treue der Fried ihr entgegenbrachte, und empfand nun als doppelte Schuld, ihn vor dem Vater verleugnet zu haben. Eine Stimme ward in ihr laut: laß alles im Stich und nimm den Fried. Der zeigt Dir immer ein Sonntagsgesicht und trägt Dich auf den Händen. Aber es war doch nur ein Augenblick, daß sie dieser Regung nachgab. Ihre Gewissenszweifel gewannen sogleich wieder die Oberhand.

„Fried,“ sagte sie, ohne ihre Erregtheit verbergen zu können. „Du meinst, mein Vater wußt von nix. Das is net eso. 's hat's ihm wahrscheins eins zugebischbert, dann he hat mich vorgekommen.“

Der Fried riß die Augen auf.

„Krieg die Krammenot! Ei wann dann?“

„Samstagabend.“

„Wo und?“

Sie senkte den Kopf.

„Ich hab's geleugent.“

„Du hast's geleugent?“

„Gell, das war schlecht!“

Er hatte sie fest umschlungen gehalten, nun gab er sie plötzlich frei und sagte bestürzt: „Ja, das war schlecht.“

Ihr Atem ging schwer.

„Ich will Dir verzählen, wie's kommen is. Erst hat mich mein Vater angeranzt. Und da frag ich's mit der Angst. Und sein Dir ganz verstabert gewest. He hat mir obendrein angezündigt, wann's doch sein sollt, daß ich was mit Dir hätt', dernach wären wir geschiedene Leut, und mein Platz wär vor der Tür.“

„Und was is nu?“ fragte der Fried mit unsicherer Stimme, wie jemand, dem nichts Gutes schwant.

„Mein Vater sitzt einzling auf seinem Hof,“ versetzte sie, „und is kränkerlich. He hat mich, sonst feins. Das siehst Du doch ein, fortlaufen kann ich net.“

Er lachte kurz auf.

„Ja freilich, das sehn ich ein.“

„Mußt net so sein, Fried,“ sprach sie kummervoll. „Du weißt net, wie weh mir is. Ich setz den Fall, ich gehn bei Dich, dernach tät ich mich doch an meinem Vater versündigen. Und an unjerm Herrgott auch. Lezt erst hat's der Pfarrer gepredigt: Ungehorsame, verstodte Kinder sind dem Herrgott ein Greuel und machen sich zeitlicher und ewiger Strafe schuldig.“

„Wann sich zwei wirklich gern haben,“ sagte der Fried mit flammenden Augen, „hat sich feins ereinzumischen, kein Vater, kein Pfarrer, kein Herrgott net.“

„Fried, das is schandlasterlich!“ rief die Mariann erschrocken.

Er stand auf.

„Alleweil is mir's klar: Du hast mich net gern.“

Ihr schossen die Tränen in die Augen, und sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Er schritt ein paar Mal um den Born herum. Plötzlich stürzte er vor ihr nieder und umflammerte ihre Knie.

„Mariann, ich bitt Dich um alles in der Welt, sei net obstinat.“ Wann Du Dich von mir abwenden tußt, mein Lebtag sein ich unglücklich.“

„Daß ich argwillig bin,“ schluchzte sie, „das traußt mir doch net zu.“

Ein Schimmer von Hoffnung glomm in ihm auf.

„So mag's bleiben mit uns, wie's war.“

„Nee, Fried,“ sagte sie leise, aber entschlossen. „Schlimm genunt, daß ich einmal gelogen hab. Morn will ich ohne Falsch vor mein Vater treten.“

Er richtete sich empor.

„Das soll sobiel heißen: zwischen uns is es aus?“

Sie schwieg.

Eine Weile stand er völlig zerknirscht. Dann stieg er langsam den Gang hinauf und war bald im Dunkel des Wäldchens verschwunden.

Ihr war's, als müßte sie ihn zurückrufen. Aber sie hielt an sich. Was half auch alles Lamentieren? Sie war dem Vater Gehorsam schuldig.

7.

Der Hannpeter stand auf der Finkelhöhe in Mittagssonnenglut. Zu seinen Füßen sah er das Dorf, den glitzernden Ködelbach und die von mächtigen Basaltblöcken umgrenzte Hommelwiese, auf der der Schäferkaspar seine Schafe weiden ließ. Ueber das farbenreiche Bild hinweg wanderten seine Blicke in das weite, wellige Gelände, durch das sich wie ein glänzender gelber Streifen in vielfachen Krümmen die Landstraße zog.

Es war ein Tag vor dem Kriegerfest. Der Maß wurde heute in der Heimat erwartet. Der Hannpeter hatte sich erboten, ihm eine Strecke Weges entgegenzugehen, um mit ihm den Heiratsplan zu besprechen. Die Sache war ihm von Wichtigkeit, nicht bloß wegen des Sacks Mehl, der für ihn als Freiersmann abfallen würde, sondern auch aus der Erwägung heraus, daß der Maß sich seiner Verpflichtung gegen ihn erinnern werde, wenn er ihm den Hof des Dohheimerberg erheiraten half. So eine Art Faktotum bei dem jungen Bauern zu werden, das schwebte dem Hannpeter vor. Seine Lage war just nicht die beste. Er lebte aus der Hand in den Mund und suchte nebenher sein Profitchen zu machen. Mit seinen paar Lappen Land durfte er sich nicht vermessen, im Dorf eine führende Rolle zu spielen, wozu ihn sein Verstand wohl befähigt hätte. Indessen war er inmitten zahlreicher Familienzwiste und scharf hervortretender politischer Gegensätze mit allen Gutsfreund. Ein gut Teil Scheinheiligkeit machte ihm das leicht.

Der Schäferkaspar kam die Höhe herauf. Er war froh, jemand entdeckt zu haben, mit dem er ein wenig „schnurren“ konnte. Seine beiden Hunde hatte er bei der Herde zurückgelassen.

\*) Eigensinnig.

„Was tust Du dann hier oben bei dere Sitz?“ sprach er den Hannpeter an.

Der entgegnete: „Ei, Kaspar, wer wird dann so neugierig sein!“

„No, man wird doch noch fragen dürfen.“

„Ich lurn auf mein Bettler, den Matz.“

„Dem Karges seiner?“

„Zawohl.“

„Is dann der net beim Militär?“

„Ja, he kommt auf Urlaub zum Fest.“

„Und will sich emal die Schmut voll tunken.“

„Allemaal.“

„Weiter is es doch nix.“

Der Schäfer stieß seine Schuppe in den Boden und trat nahe an den Hannpeter heran.

„Wie's scheint, kommt allerlei Gezeug zu dem Fest beisammen. Ich hab gest nacht schon ein Veteran gesehn. Obendrinn ein verstorbene.“

„Wo?“ fragte der Hannpeter mit einem Gesicht, als ob er nicht den mindesten Zweifel hege, daß dergleichen möglich sei.

„Auf'm Kirchhofsstüd,“ versetzte der Kaspar. „'s konnt einem bei Gott gruselig werden.“

Er nahm die Mütze ab, wischte den Schweiß von der Stirn und fuhr fort: „'s schlug gerad elf im Dorf. Ich lieg in meiner Hütt und duffel ein wink. Auf einmal bleffen die Hund. Ich gleich eraus. Meine Schaf blerren jämmerlich und springen wie behert erum. Bei dem Mond sah man alles wie am helllichten Tag. Ich guck und guck. Es hatt' ich's. Ueber der Bach steht ein Mann mit schneeschlößeweißem Bart und ein Paar Augen, so groß wie eine Sackuhr. He war grasgrün angetan, hatt' eine Büchß auf'm Buckel. Gewitter, denk ich, den kennst Du doch. Und fährt mir durch den Kopp: der Hannbast\*) is es, der Wilderer! 's hat sich freilich nie keins an ihn getraut. Und wie sie ihn begraben haben, is noch dreimal geschossen worden. Weißt, Hannpeter, ich sein kein Enggeherzter, und wann man ein rechtschaffenen Sinn hat, braucht man sich vor nix zu fürchten. Ich gehn getürkt\*\*) auf den Hannbast zu, meine Schüpp in der Hand. Und sein schon an der Bach. Wupp! war er weg!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Tuberkulose und Kohlenrauch.

(Schluß.)

Neuerdings — um auch die Rehrseite nicht ungezeigt zu lassen — scheint an gewissen Stellen allerdings eine Unlust zum weiteren Fortschreiten, ja, eine Tendenz zum Rückzuge sich bemerklich machen zu wollen. In der andauernd erheblich steigenden Inanspruchnahme der Versicherungsanstalten in bezug auf Heilverfahren und Rentengewährung — zureichend erklärt durch die steigende Rechtskenntnis in der Bevölkerung — wird von gewisser Seite das bedrohliche Zeichen zunehmender Vegehrlichkeit und Verweichlichung erblickt. Bedauerlicherweise ist gerade in letzter Zeit aus ärztlichem Munde das Wort von den entnervenden, Charakter und Willen schwächenden Folgen der sozialen Gesetzgebung gehört worden. Es war sogar der Leiter einer Lungenheilanstalt, der sich bemühtigt gefunden hat, mit Tadel und Bedauern auf die Tatsache hinzuweisen, daß die den Heilstätten von den Landesversicherungsanstalten überwiesenen Kranken fast ausnahmslos nur leichte Fälle darstellen im Gegensatz zu den meist erst in vorgerückteren Stadien eintretenden Selbstzählern. Er zieht daraus den Schluß, daß die erstgenannten Versicherten „jeder subjektiven Beschwerde nachzugeben, geneigt sind“, während die fast ausnahmslos dem kleinen Mittelstande angehörenden Selbstzähler „gegen die körperliche Anfeindung ankämpfen“. Welch' seltsame Betrachtungsweise für einen Arzt, noch dazu den Leiter einer Heilanstalt, der doch am ersten wissen müßte, wie sehr die günstige Beeinflussung gerade der Tuberkulose von ihrer frühzeitigen Erkennung und Behandlung abhängig ist.

Wir haben im Vorstehenden die ausgedehnten und trotz aller anhaftenden Unvollkommenheiten doch immerhin achtungswerten Bestrebungen zur Bekämpfung der Tuberkulose kennen gelernt. Seit zirka 20 Jahren hat sich in immer steigendem Maße ein löbllicher Eifer von amtlicher und privater Seite diesem Ziele gewidmet. Wie aber steht es nun mit den erreichten Erfolgen? Freilich die Berichte der Lungenheilstätten lauten günstig genug. Aber die Erfahrung des praktischen Arztes weiß leider nur von zu vielen Rückfälligen und Gestorbenen zu berichten, die mit roten Backen und beträchtlicher Gewichtszunahme als erheblich Gesefferte die Anstalt verlassen. Und wenn wir die Statistik der „Preussischen Todesursachen“ zur Prüfung

und Entscheidung heranziehen, so müssen wir billig stußig werden; denn die Zahl der Todesfälle an Erkrankungen der Atmungsorgane weist seit 1875 keinen Rückgang auf.

In diese Zweifel bringt eine kleine, vor kurzem erschienene, Schrift\*) die Dr. Louis Fischer — wenn ich recht unterrichtet bin: den Verwaltungsausschussvorsitzenden der neuen Fürstorgestelle zu Königberg zum Verfasser hat — ein tröstliches und klärendes Licht. Durch sinnreiche Trennung der chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane, d. h. der vorwiegend tuberkulösen von den vorwiegend nichttuberkulösen gelingt es ihm, mit voller Deutlichkeit den Nachweis zu führen, daß ungefähr seit dem Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts allmählich, seit dem Ende der achtziger Jahre stärker zunehmend eine Abseitung der tuberkulösen Sterbeziffer eingetreten ist.

Dieses hocherfreuliche Ergebnis, das den Mut, auf den betretenen Bahnen fortzufahren, mächtig anregen muß, findet jedoch in der unerwarteten Feststellung einer fast überkompensierenden (über den Ausgleich hinausgehenden) Zunahme der Sterbefälle an akuten Lungenkrankheiten ihre problematische (Fragen aufwerfende) Rehrseite. Die Frage nach den Ursachen ist unabweislich gegeben. Was hülfte es uns, unter Aufbietung aller Kräfte der Schlla zu entgehen, wenn eine schlimmere Charybdis uns doch zur Tiefe rissel!

Indem der Verfasser diesen Ursachen nachforscht, werden die möglicherweise in Betracht zu ziehenden Einflüsse der Infektion (Anstiedung), des Klimas, der verminderten Widerstandsfähigkeit, eingehend kritisch geprüft, können aber als zureichend nicht anerkannt werden. Erst die statistische Gegenüberstellung von Landwirtschaft und Industrie gibt einen brauchbaren Fingerzeig: die festgestellte Zunahme der Todesfälle an nichttuberkulösen Erkrankungen der Atmungsorgane (vom Verfasser als NT bezeichnet) zeigt sich in auffallend schroffem Gegensatz auf die industriellen Gebiete beschränkt. Während nämlich in sechs landwirtschaftlichen Kreisen Ostpreußens die Zahl der NT-Sterbefälle im ersten Lebensjahre (auf 1000 Lebendgeborene berechnet) annähernd gleichmäßig blieb, d. h. sich in den Zeitetappen 1876, 1890 und 1900 nur von 4,0 auf 4,2 und 6,9 erhöhte, stellte sich in sechs industriellen Kreisen Schlesiens ein Aufstieg von 3,4 zu 10,7 und 19,4 und in sechs industriellen Kreisen der Rheinprovinz sogar ein solcher von 3,2 zu 15,3 und 21,2 heraus. Das bedeutet eine Versechß- und Versevenfachung im Gebiete der Industrie gegenüber einer unbedeutenden Vermehrung um das Underhalbfache auf dem Lande.

Als Schluß aus diesen Feststellungen ergibt sich dem Verfasser der Satz, daß: „die Ursache der Sterblichkeitszunahme an den akuten Lungenkrankheiten in einer Schädlichkeit beruhen müsse, welche gwar auch in landwirtschaftlichen Kreisen in einer gewissen Vermehrung sich befindet, aber in ungleich höherem Maße in industriellen Bezirken.“ „Dieses Agens (wirkende Kraft) kann nicht auf die Stätte gewerblicher Arbeit beschränkt sein, sondern macht sich, wie die Sterbeziffern der Kinder und Greise beweisen, auch in deren Umgebung bemerkbar. Dieses Agens kann nur der Rauch der Kohlenfeuerung sein.“

Als ein weiteres Ergebnis von Wichtigkeit ist der statistisch geführte Nachweis anzusehen, daß das Sterbealter Tuberkulöser besonders in Stadtgemeinden eine ständige Abnahme erkennen läßt. Auch hier also scheint der Rauch einen ungünstigen Einfluß auszuüben.

Die Entstehung der Kohlenstaubeillegende — man glaubte nämlich früher, daß dem Kohlenstaub der Tuberkulose gegenüber Heil- oder doch Schutzkraft zuläme, und empfahl aus diesem Grunde Lungenkranken den Aufenthalt in Kohlenbergwerken — führt Fischer in einleuchtender Weise auf die Benutzung einseitiger und unvollständiger Statistik zurück. Und daß Kohlenrauch und Kohlenstaub zwei ganz verschiedene Dinge sind — wie er ausführlich darlegt — daß also die etwaige Unschädlichkeit des einen noch gar keine Beweisraft für die Unschädlichkeit auch des anderen besitzen würde, sollte eigentlich keiner weiteren Auseinandersetzung bedürfen.

Diese Feststellungen und Schlußfolgerungen Fischers sind von allerhöchster, auch praktischer Bedeutung. Sie lenken — und darin möchte ich ihren Hauptwert sehen — die Aufmerksamkeit auf einen Punkt hin, der über all den neuen Entdeckungen der letzten Jahre auf medizinischem Gebiet, ganz zu Unrecht und ohne eine genügende Erlebdigung je gefunden zu haben, fast vollkommen vergessen ist.

Schon Finkelnburg hatte im Jahre 1882 mit Nachdruck auf den schädlichen Einfluß des Rauches hingewiesen. Gestützt auf statistische Ergebnisse hatte er den Nachweis geführt, daß die Sterblichkeit an Lufttröcknerentzündungen und Lungenatarrh in den Stadtgemeinden überhaupt um mehr als das Doppelte die Sterblichkeit an den genannten Krankheiten in den Landgemeinden übertrug, und daß sie in Städten mit massenhaften Steinkohlenfeuerungen zu ganz unverhältnismäßiger Höhe stieg — im Gegensatz zur Tuberkulosesterblichkeit, die besonders in Textilindriezentren ihren Gipfelpunkt zu erreichen pflegte. Diese Arbeit Finkelnburgs, deren hervorragende praktische Bedeutsamkeit eine ganze Literatur von Untersuchungen hätte anregen müssen, ist völlig, und ohne Nachfolgerschaft gefunden zu haben, in Vergessenheit geraten, einem Märchen zuliebe, das im Kohlenstaub ein Heilmittel entdeckt zu haben glaubte

\*) Johann Sebastian.

\*\*) Mutig.

\*) Louis Fischer: „Der Einfluß des Rauches auf die Atmungsorgane“.

und über dem Kohlenstaub den Kohlenrauch gänzlich vernachlässigte. Diese Vernachlässigung muß nun so bedenklicher erscheinen, als jenes dunkle Kulturzeugnis, dem die niedergeschlagenen Bedenken gegolten hatten, nun aller wissenschaftlichen Kontrolle überhoben, in voller Gemächlichkeit seine beherrschende Ausbreitung vollenden konnte. Wie nun, wenn sich herausstellen sollte — und wichtig genug sind die Gründe, die dafür sprechen! — daß der Kohlenrauch, jener unzertrennliche Begleiter fortschreitender Industrialisierung, weder als Heilmittel, wie vorübergehend der Aberglauben behauptete, noch auch als ein harmloses Etwas, wie die Sorglosigkeit meinte, sondern als ein Giftstoff betrachtet werden müsse, dessen Konzentration (prozentische Anhäufung) in unserer Atmosphäre noch in ständiger Zunahme begriffen ist?

Dann mühten wir bekennen, daß wir jahrzehntelang wahrbehaftet eine schauerhafte himmlische Brunnengiftung widerstandslos über uns haben ergehen lassen, und es bliebe uns gar nichts anderes übrig, als sofort und unter Dringlichkeit eine vollständige Umgestaltung unserer gesamten Fabriks- und Wohnungsgesetzgebung vorzunehmen.

Es kann hier der Ort nicht sein, zu untersuchen, ob und inwieweit die Aufstellungen Aschers Berechtigung mit sich führen. Eine wesentlich statistische Arbeit muß notwendigerweise mit einiger Vorsicht betrachtet werden. Jedenfalls aber sind die gezogenen Schlüsse von zwingender Schärfe, und nur gegen ihre Voraussetzungen, das zugrunde gelegte statistische Material, könnte eine etwaige Kritik sich wenden. Aber selbst unter der Annahme, daß jede der vom Verfasser aufgestellten Thesen (Behauptungssätze) einer späteren Widerlegung anheimfallen sollte, ihr Verdienst, in durchaus sachlicher Weise ein zu Unrecht begrabenes höchwichtiges Thema der notwendigen weiteren Bearbeitung erst wieder zugänglich gemacht zu haben, muß ohne Minderung bestehen bleiben! —

Dr. Ernst Theising.

## Kleines feuilleton.

tg. Holzfäller. Im grauen Morgenlicht stellen sie sich ein, langsam, mit schweren Schritten. Die Art ist geschultert, am Arm hängt die Säge. Bald darauf schrillt es durch den Wald, und ein Haie setzt mit gewaltigen Sprüngen durch das Unterholz. Auf einer Richtung äst ein Rudel Rehe. Beim ersten Ton der Säge heben alle jäh den Kopf und stehen unbeweglich, die Augen dorthin gerichtet, wo der Lärm anhob. Ein großes Verwundern kommt in die schlanken, aufmerksamen Tiere. Wer brach in diese Stille, in diese wundersame Einsamkeit, und störte den heiligen Frieden? Wohl hallte auch hier zuweilen des Jägers Schuß, und ein Tier brach zusammen. Aber das da — das sind doch keine Jäger! So viel weiß auch ein Reh. Die dort mit kreischendem Werkzeug in die Rinde fahren, töten nicht Has und Reh — die mordeten die Bäume. Deren Klagen und Jammern, deren Todesruf ist's, die in wüstem Konzert die Ruhe dieser stillen Waldede vernichten. Schon wagt so ein alter Stamm; dann prasselt's auf in den Nachbarbäumen, Äste brechen knadend herab, und mit einem gewaltigen Krach stürzt ein Riese zur Erde.

Schon sind die Rehe verschwunden. Aber noch einmal tauchen sie auf, dem Auge kaum sichtbar, — weit, weit hinten fliehen sie über den Weg, leichte Spuren in der dünnen Schneedecke zurücklassend.

Weiß, wie eine gehäfelte Dede, liegt's ringsum über dem dunkelgrünen Moos, dem Laub und den vertrockneten Kräutern. Und aus dem Weiß ragen die braunschwarzen Stämme empor. Gestern noch breitete die Dede sich unzerrissen aus. Schön war's hier und still und feierlich. Die Sonne bligte an den befreiten Baumstämmen, und Has und Reh und Baum hielten gute Nachbarschaft.

Jetzt treten die schweren Stiefel der Holzfäller auf dem weißen Gewande der Erde herum, und mit der Harmonie ist's vorbei. Ein halbes Duzend Männer müht sich um den gefallenen Stamm. Die einen zerlegen ihn in meterlange Stücke und zerschneiden ihn, als sei's ein Hering auf dem Keller. Die anderen richten so ein dickes, rundes Meterstück mühsam empor, als wollten sie den Zerstückelten wieder ins Leben bringen. Aber es ist nur Schein. Nur ein Wanderver, um ihn noch kleiner zu machen. Denn nun kommen sie mit eisernen Keilen und treiben dem Stück so ein Ding in den Leib, daß es aufschägt, knirscht und mit einem Schrei auseinanderfällt. Das wiederholt sich noch einige Male, bis so ein Riesenbaum endlich ganz tot ist, zerstückelt und gewirbelt in einem schön geschichteten Haufen beieinander liegt und nichts mehr sagt. G a n z tot? Nein. Denn im Ofen nachher schlägt noch einmal das Leben empor und wehrt sich mit leisem, knisternden Gesang gegen die völlige Vernichtung.

Allmählich ist's Mittag geworden. Aus dem grauen Winterhimmel blinzelt ein wenig die Sonne. Schon hat sie einen etwas freieren Durchblick hier unten als sonst. Breite Wipfel liegen zerbrochen am Boden und wehren den Strahlen nicht mehr, die spärlich durch die Wolken rieseln. Auf einen alten, schon gebeugten Riesenstamm treffen sie; wie flüssiges Gold läuft's an der schwarzen, nachbigen Rinde hinab. Dann beleuchtet's die schägigen Hüte der Holzfäller, die am Fuße des Baumes sitzen, wirft einen flüchtigen Schein in die Augen der Speisenden und versenkt sich neugierig in

den Ekstroph. Auf den Köpfeln und Gabeln blinkt so ein Strahl, auf dem Handwerkszeug des Mittags, das die braunen Hände nun ebenso fleißig rühren wie vorher Säge und Art. Ja, Mutter ist mit dem Essen gekommen und hat den Hundewagen gleich mitgebracht, den Vater ihr am Abend mit einigen „Spänen“ gefüllt wieder zuführen soll. Vorläufig sitzen sie in bunter Reihe um das flackernde Feuer: Männer, Frauen — und auch die Hunde, die auf einen Bissen harren. Zuweilen verschwindet ein Gesicht in dem blauen Dampfe, den das Feuer allen um die Köpfe treibt. Es riecht jetzt auch im Wald — brenzlich, heißend; in niedrigen Schwaden zieh der Qualm durch das Unterholz, die ganze Gegend mit Rauchgeruch erfüllend.

Ein einsamer Wanderer geht in einiger Entfernung vorüber und sieht erstaunt und unwillig auf die Vernichtung. Da ist wieder ein schönes, idyllisches Plätzchen dahin! Der Husten kommt ihn an. Die Hunde begrüßen den Geärgerten auch schon mit einer lieblichen Tonleiter. „Schöne Gegend!“ Der Wanderer flieht wie Has und Reh.

„Wenn's schon duftet“ — sagt Christian, der kleine Holzfäller mit der aufgestülpten Nase und den lustigen Augen, — „wenn's schon duftet“ — und zündet sich eine gehörige Pfeife an. Dann läßt er den Blick betrachtend an dem alten, schiefen Baum hinaufgehen, schiebt sich den Hut ins Gesicht und meint: „Ja, ja, Großvater, nu kommen wir auch dran. Bist alt genug geworden, kannst nicht mehr grad stehen — weg mit dir!“ Christian wendet sich seinem Gegenüber zu, einem Graubart, der schläfrig blinzeln in die Feuer starrt: „Wächt'st so alt werden wie der da, Theodor?“

Theodor hebt erschrocken die Lider: „Ja?“

„Ja!“ Christian springt auf: „Zeit ist's zum arbeiten.“

„s wird kalt heut, ja,“ erwidert Theodor. „Ich spür's in allen Knochen.“

Bald darauf schreit und kracht es wieder durch den Wald. Theodor und Christian haben sich den Goliath vorgenommen, der vorhin noch seinen Wipfel über ihr Haupt streckte. Ein mühsames Stück Arbeit. Der Baum ist knorrig und läßt eine Säge klingend zerpringen. Aber als sie die zweite Schneide bis zur Mitte haben, gibt's plötzlich ein Krachen, und den Arbeitenden fliegt eine ganze Ladung Holzstaub ins Gesicht.

„Pfui Deibel!“ Christian hat einen Sprung gemacht. „Der ist ja hoch!“

„Ja,“ echot der schwerkhörige Theodor, „jetzt ist ihm wohl.“ —

Die Sonne vertröcht sich; die Dämmerung kommt. Theodor hat's recht: sehr kalt war's geworden. Aber von den Stirnen der Holzfäller tropft der Schweiß und fällt in den zerstampften Schnee.

„Feierabend!“ Art und Säge schweigen.

Die Männer füllen die plumpen, vierrädrigen Karren, die Pfeife wird entzündet —: „Hüü!“ Die Hunde legen sich in die Stride, jeder Mann hilft seinen Karren schieben, bis sie auf ebenem Wege sind. Dann zieht die Karawane in langsamem, bedächtigen Schritt dem häuslichen Herde zu.

Hinter einem Gebüsch taucht eine alte Frau hervor. Schöne Wäde um sich werfend, füllt sie die Schürze eilig mit Spänen und Reissig und ist gleich darauf wieder in der Dämmerung verschwunden.

Einsam, grau liegt der Wald. Wie ein kleines Schlachtfeld ist's: zerstampft das Moos, zertreten der Schnee, — verwirrt alles. Aber wenn der Frühling kommt und der Sommer, wird neues Leben hervorquellen aus der Erde. Und wo die Schweigtropfen niederrieseln, sprühen hunte Blüten aus grüner Dede: die kleine Waldnelke, die blaue Glodenblume und die rote Erika. —

kh. Aus dem Leben eines Lustschiffers. Der Tod des bekannten englischen Lustschiffers Stanley Spencer wird aus Malta berichtet, wo er auf der Rückreise von Kalkutta dem Typhus erlegen ist. Ein Leben voller Abenteuer mit vielen wunderbaren Rettungen aus höchster Lebensgefahr hat damit seinen Abschluß gefunden. Spencer stammte aus einer Lustschifferfamilie; schon sein Vater und sein Großvater befaßten sich mit dem Bau von Ballons. Stanley Spencer, der nur ein Alter von noch nicht vierzig Jahren erreichte, hat in fast allen Ländern der Erde seine fähigen Auffahrten unternommen und zahllose Male den Abstieg im Fallschirm gewagt. Immer war es ein beliebtes Schauspiel, den Verwegenen aus schwindelnder Höhe im Fallschirm niederzukommen zu sehen; nur in China hat er sich einmal damit mißliebig gemacht. Auch dort produzierte er vor den erstaunten Söhnen des Himmlichen Reiches einen solchen Abstieg im Fallschirm, und er hatte den unerwarteten Erfolg, daß viele ihm nachzusehen wollten, indem sie sich von ihren Dächern herabstürzten, aber ohne den Fallschirm zu Hilfe zu nehmen. So wurde Spencer die unschuldige Ursache von einer Reihe von Todesfällen, und die Regierung sah sich veranlaßt, den gefährlichen Fremdling des Landes zu verweisen. Oft genug einzig aber auch Spencer selbst nur mit knapper Not bei seinen Fahrten einem jähen Tode, manches Mal ist er mit Bootshaken aus Flüssen und Seen und sogar aus dem Meere aufgefischt worden, und einmal hatte er danach auch das Vergnügen, seine eigene Todesanzeige in den Blättern zu lesen. Einen sehr gefährlichen Sturz erlebte er in Hongkong. Ein Mann, der eines der vom Ballon herabhängenden Seile hielt, ließ im entscheidenden Augenblick nicht rechtzeitig los und zertrug dadurch an seinem Strick, so daß die Ballonhülle einen Nib bekam. Spencer wollte in dessen seine Zuschauer nicht enttäuschen und beschloß, die Fahrt trotz dieser

bedenklichen Beschädigung zu unternehmen. Der Ballon schoß in die Höhe; aber bald zeigte es sich, daß die heiße Luft — Gas hatte der Luftschiffer nicht erhalten können — doch zu stark aus dem Riß entströmte. Die Meßinstrumente zeigten bereits eine Höhe von 600 Fuß an, und der Luftschiffer bereitete in aller Hast seinen Fallschirm für den Sprung in die Tiefe vor. Da klappte der Ballon plötzlich zusammen und Spencer fiel wie ein Stein zur Erde nieder, da es ihm nicht gelungen war, den Fallschirm noch frei zu machen. Zweimal überschlug er sich in der Luft, und dann kam er auf felsigen Klippen zu Boden, die sich 150 Fuß über dem Meere erhoben. Einige Matrosen stürzten herbei und fanden zu ihrem Erschrecken den Luftschiffer nicht nur lebend, sondern auch bei vollem Bewußtsein. „Sind Sie verletzt?“ fragten sie ihn. „Ach, nur eine Hauptstübe ist dahin,“ antwortete er seelenruhig; aber dann versank er doch in eine tiefe Ohnmacht. Er hatte sich beim Aufschlagen auf die Klippe nur das Schienbein gebrochen. Ein anderes Mal stürzte er bei Harmouth ins Meer. „Es ging eigentlich recht gut,“ erzählte er später. „Allerdings mußte ich eine Stunde im Wasser zubringen, und das war recht unangenehm, da es eifig kalt war. Ich kam ins Wasser etwa acht englische Meilen vom Lande entfernt und mußte nun mit Hilfe meines Storkgürtels über eine Stunde im Wasser bleiben, weil der Dampfer, der mir folgte, nicht schnell genug herankam und erst ein Boot aussenden mußte, das mich aufnahm. Gefährlich wurde die Situation nur durch meinen Fallschirm. Die Seide war ganz mit Wasser vollgeseugen und wurde immer schwerer, so daß sie immer tiefer sank. Da ich schon 2000 Abstiege mit diesem Fallschirm gemacht hatte, konnte ich mich nicht ohne weiteres entschließen, ihn aufzugeben. Das Boot kam gerade im letzten Moment, ich hätte mich schwerlich länger mit meinem Fallschirm halten können.“ Spencer gehörte auch zu denen, die sich eifrig mit dem Problem des leichten Luftschiffes beschäftigten. Er hatte ein Fahrzeug konstruiert, das der Lösung näher zu kommen schien. Einen rechten Erfolg hatte jedoch auch er nicht; es gelang ihm im Jahre 1903 nicht, wie er es beabsichtigte, mit seinem Luftschiff in regelmäßiger Fahrt um die Kuppel der Paulskirche in London zu steuern. —

ie. Die dritte Tanganjika-Expedition. In England besteht ein besonderer Ausschuss für die wissenschaftliche Erforschung des großen Tanganjika-Sees, der bisher nacheinander drei umfassende Reisen dorthin veranstaltet hat. Die dritte begann in der Mitte des Jahres 1904 und ist kürzlich insofern beendet worden, daß der Leiter Dr. Cunnigton einen vorläufigen Bericht über ihren Verlauf hat erstatten können. Cunnigton hatte sich von Kapstadt zuerst nach Ghibe an der Mündung des Sambesi und dann diesen und den Schire aufwärts nach Blantyre und Zomba in der Kolonie Britisch-Zentralafrika begeben. Nach kurzem Aufenthalt erfolgte der Aufbruch nach dem oberen Schire und dem Njassa-See, auf dem eine Woche lang im südlichen Teil mittels des dort stationierten Kanonenbootes Forschungen unternommen wurden. Die Ueberfahrt über den See nahm eine weitere Woche in Anspruch, und eine dritte Woche wurde in Karonga am Nordende des Sees zugebracht. In dieser Zeit wurde namentlich die Pflanzenwelt des Njassa-Sees so gründlich wie möglich untersucht. Obgleich auf die Tierwelt zunächst keine Rücksicht genommen werden sollte, wurden doch auch einige Fische, Blutegel, Krabben und Schwämme gesammelt, außerdem eine Garnelenart, die deshalb Beachtung verdient, weil bisher überhaupt kein Vertreter dieser Krebsstiere im Njassa-See gefunden worden war. Ende Juli erreichte die Expedition das Südenende des Tanganjika-Sees und schlug in dem Ort Njansolo zwei Monate lang ihr Hauptlager auf. Sofort wurden die Arbeiten auf dem See in einem großen Kanoë begonnen, und zwar zunächst zum Zweck von Fischfang und Netzfängen. Auch das deutsche Kanonenboot auf dem Tanganjika-See ließ dem Forscher einmal seine Hilfe. Die von Cunnigton zusammengebrachte Fischsammlung wird als sehr bedeutend bezeichnet. Der größte Fisch, den er zu sehen bekam, war eine Art Wels von mehr als 1½ Meter Länge und einem Gewicht von rund 61 Pfund. Die Venutzung von Schleppnetzen brachte die kleineren Wesen aus der Bevölkerung des Sees in den Bereich des Forschers, namentlich die mikroskopischen Tiere und Pflänzchen, die als sogenanntes Plankton im Wasser treiben, ferner Krustentiere und Insektenlarven. Es wird hervorgehoben, daß die Pflanzenwelt des Tanganjika-Sees in ihren größeren Vertretern von der des Njassa-Sees wenig verschieden ist. Von Garnelen wurden 5 bis 6 neue Arten entdeckt, von denen einige an den Felsen unmittelbar am Wasserrand sich aufzuhalten pflegen, ferner 2 bis 3 Arten von Krabben und auch 2 Arten der eigentümlichen Gattung Argulus, der die berühmten Karpfenläuse angehören. Im Tanganjika-See sämharohen diese sonderbaren Krebsstiere in der Mundhöhle, in den Kiemenpalten und auf der Körperoberfläche der verschiedenen Welsarten und anderer Fische. Groß ist die Zahl der neuentdeckten Würmer, die sich auch meistens die Fische als Opfer aussuchen. Die berühmt gewordene Meduse des Tanganjika-Sees, deren Vorkommen als ein untrüglicher Beweis für den früheren Zusammenhang dieses Seebeckens mit dem Ozean angesehen worden ist, hat Cunnigton nur sehr selten zu Gesicht bekommen, aber doch einige Exemplare zum Studium heimgebracht. In der Umgebung des Tanganjika verbrachte die Expedition volle acht Monate und trat dann am Nordende des Sees Mitte März die Reise nach Nordosten an, um das Westufer des mächtigen Viktoria Njansa zu gewinnen. Dieser Teil der Reise nahm längere

Zeit in Anspruch, als man erwartet hatte, wegen schlechten Wetters und der in dem durchzogenen Gebiet herrschenden Hungernot. Die deutsche Station Buloba am Viktoria-See wurde erst nach einem vollen Monat erreicht, worauf die Ueberfahrt nach der englischen Hauptstation Entebbe erfolgte. Auch auf diesem See wurden einige Sammlungen kleinerer Pflanzen und Tiere angelegt. —

**Völkertunde.**

t. Ein aussterbendes Naturvolk. Der letzte Bericht des englischen Kolonialamtes über die Fidjisch-Inseln in der fernen Südsee stellt fest, daß die Gesamtbevölkerung der Inselgruppe jetzt 121 773 Seelen beträgt, etwa 2000 mehr als während der letzten Zählung vom März 1901. Trotz dieser scheinbaren Zunahme ist die Ueberbevölkerung der Inseln in unaufhaltsamem Niedergang begriffen. Nach der letzten Zählung waren noch etwas über 90 000 reinblütige Fidjisch-Leute vorhanden, und das bedeutet in der kurzen Zeit von 3½ Jahren eine Abnahme von etwa 4350. Der Grund für dieses Aussterben der Naturvölker in überseeischen Kolonien und ganz besonders auf Inseln von beschränkter Ausdehnung ist immer wieder der gleiche, nämlich das Einschleppen von Krankheiten durch die Europäer oder andere Fremde, die dann unter den Eingeborenen, deren Körper gegen die bisher unbekannte Krankheit nicht im mindesten geschützt ist, entsetzlich aufkramen. So ist der Hauptverlust der letzten Jahre auf den Fidjisch-Inseln einer Mafernepidemie zuzuschreiben, die allein fast 2500 Leute hinraffte. In dem einen Jahr 1904 betrug die Abnahme ohne eine besondere Epidemie 840. Es hat den Anschein, als ob das liebenswürdige Inselvolk seit der letzten furchtbaren Mafernepidemie im Jahre 1875, durch die über 40 000 Eingeborene umgekommen sein sollen, dem Untergang geweiht ist. Im letzten Jahre betrug die Sterblichkeit unter den Fidjischianern etwa 49 vom Tausend, also fast dreimal so viel als in den gesünderen Städten Deutschlands. Die Sterbeziffer der auf jenen Inseln ansässigen Weißen belief sich demgegenüber nur auf wenig über 15 vom Tausend. Dabei beruhen diese Zahlen auf den Ergebnissen der Jahre, in denen keine große Epidemie stattgefunden hat. Die Kolonialverwaltung scheint es ausgegeben oder überhaupt kein Interesse dafür zu haben, etwas gegen die langsame, aber anscheinend sichere Vernichtung der Ueberbevölkerung zu tun. Allerdings bestehen im ganzen acht Krankenhäuser zur Behandlung der Eingeborenen und auch ein Asyl für Aussätzige. Diese Anstalten haben aber höchstens den Erfolg, die Insulaner unter besserer Pflege sterben zu lassen. —

**Humoristisches.**

— Zeitrechnung. Kellner: „Herrgott, bei unserem Geschäft, da merkt man erst, wie schnell die Zeit vergeht! Kaum sitzt ein Gast fünf Minuten, schreit er schon: „Sie, ich wart' schon eine halbe Stund'!“ —

— Verechtigtes Verlangen. Theaterkassierer (als nach dem ersten Akt eines sehr miserablen Stückes das Publikum die Kasse stürmt): „Wie können Sie Ihr Entree zurückverlangen, mein Herr, Sie haben doch ein Freibillet?“ Herr: „Nun, dann will ich . . . Schmerzensgeld!“ —

— Praktisch. „Habt Ihr dem Kanarienvogel, den ich Euch als Weihnachtsgeschenk gab, auch ein schönes Bauer gekauft?“ Karlsen: „Das hatten wir nicht nötig, Tante. Mama hat ihn in die Mansfalle gesperrt.“ — („Weggendorfer-Blätter.“)

**Notizen.**

— Der Aufsichtsrat der schweizerischen Schiller-Stiftung hat sich dieser Tage konstituiert. Ihm gehören u. a. Karl Spitteler und J. W. Widmann an. Das Stiftungsvermögen ist auf 155 000 Frank angewachsen. Von diesem sollen zunächst 150 000 Frank fest angelegt werden. —

— Die deutschen Künstlerinnen, die zur Münchener und Berliner Sezession und zum Deutschen Künstlerbund gehören, haben eine „Vereinigung bildender Künstlerinnen“ geschlossen und wollen alle zwei Jahre besondere Ausstellungen in Berlin und München veranstalten. Die erste Ausstellung dieses Verbandes soll Anfang Februar im Salon Gurlitt in Berlin eröffnet werden. —

— Ein Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für ein Plakat erklärt der Ausschuss der Hohentwiel-Volksspiele. Preise zu 100 M. als ein erster und zwei weitere zu je 50 M. Termin 15. Februar. Näheres teilt Buchhändler Ernst Adernann in Konstanz mit. —

— Noch ein neuer Komet. Der „Frankf. Zig.“ wird geschrieben: Während sich der Komet Giacobini gegenwärtig in unmittelbarer Nähe der Sonne am Firmament hält und erst von Mitte Februar am Abendhimmel wieder dem unbewaffneten Auge sichtbar werden wird, ist am 26. Januar ein neuer heller Komet in Amerika auf der Privatsternwarte von Brooks in Geneva entdeckt worden. Nach dem informierenden Telegramm stand der Komet im Sternbild des Herkules und bewegte sich nordwestlich, d. h. nach der Deijfel des Großen Bären zu. Der Komet ist und bleibt zirkumpolar, d. h. er ist die ganze Nacht hindurch sichtbar. —